

Der Deserteur.

Roman von D. Ester.

(9. Fortsetzung.)

„Ah, Harald hatte es wohl bemerkt, daß seine Kameraden mit seltsamen Blicken ihn beobachteten, daß sie sich mehr und mehr von ihm zurückzogen und seinen Umgang zu meiden angingen.“

Und hatte nicht aus den Worten des Kommandeurs ein gewisses Mißtrauen, ein heimlicher Verdacht herauszufinden? Hatte nicht Leutnant von Fuchs leicht spöttisch gelächelt, als der Kommandeur Harald den Urlaub abgeschlagen?

Er sprang empor. Die Gluth des Zornes und der Scham schlug ihm in die Stirn, und seine Pulse flogen. Die Schmach dieses heimlichen Verdachtes, der im Dunkel weiterwuchern seine Ehre, sein Leben zertrüben konnte, mußte er tischen! Er wollte mit dem Brief Friedrichs zum Obersten eilen, wie es seine Pflicht war... schon griff er nach Mütze und Degen, als er erbleichend zurückfuhr.

Wenn er diesen Brief zur Kenntniß des Kommandeurs brachte, dann war Hauviller entlarvt und verloren — aber mit ihm würde auch seine Familie getroffen — seine Frau, die stets so gütig und freundlich ihm gegenüber gewesen war, und Henriette, die gerade in letzter Zeit sich ihm so vertrauensvoll genähert hatte.

Er schlug die Hände vor das Gesicht. — Was sollte er beginnen? Wer zeigte ihm den rechten Weg?

Er konnte nicht daran glauben, daß Frau Hauviller und Henriette um die verbrecherischen Pläne ihres Gatten und Vaters wüßten. Er hätte sonst auch an der Sonne Klarheit, an das Himmels Reinheit, an seiner eigenen Unschuld zweifeln müssen!

Sollte er diese Unschuldigen mit in das Verderben stürzen? Sollte er auch auf ihren Namen die Schmach des Verbrechens, des Verraths werfen? Mühte er, gerade er es sein, welcher sie verrieth, welcher sie dem Verderben preisgab?

Aufgeregt ging er im Zimmer auf und ab. Er wußte nicht, was er thun sollte, er wagte es auch nicht, Jemandem um Rath zu fragen; vielleicht in dem unbewußten Gefühl, daß dieser Rath nicht anders lauten konnte, als was ihm die Stimme des Gewissens immer und immer wieder zuflüsterte: Thue deine Pflicht — thue deine Pflicht, auch wenn dein Herz darüber zerbricht!

Endlich raffte er sich auf, nahm seine Mütze und stürzte hinaus. Wo hin — er wußte es selbst nicht! Nur Luft, Freiheit, Bewegung, als könne er dadurch dem Sturm der Gefühle entfliehen, welcher sein Inneres durchtobte.

Unwillkürlich schlug er den Weg nach dem Walde ein und hielt nicht eher an, als bis er die Grotte der „guten Quelle“ erreicht hatte. Hier sank er tief aufschmend auf die Moosbank nieder, kühlte die Stirn in die Hand und blidete finster vor sich hin.

Lautlos starrte er in dem hochsommerlichen Walde. Die Vögel, deren frohe Lieder im Frühling erschallen, als Harald und Henriette hier zusammentrafen, waren stumm geworden; nur ab und zu erklang das Gemurr eines Specktes oder der entfernte Schrei eines Raubvogels. In den Blättern rührte sich nichts.

Heiß brügend ruhete die August-Sonne über dem lautfloren Walde; die Luft stimmerte unter ihren Strahlen; blauer Nebeldunst verhüllte die Ferne. Selbst die sonst so geschwätzige Quelle schien unter dem Einfluß der sommerlichen Gluth müde und träge geworden zu sein; schlaftrig murrend schlich sie über die Felssteine zwischen den Farren und Bergfarnen dahin.

Harald war es todtauerig zu Sinn. Welch glückliche Stunden hatte er hier verlebt, glücklich in ihrer Harmonie, in dem gegenseitigen Vertrauen, in der schweigenden Liebe!

Und wie fremd schaute ihn der Ort jetzt an! Es war ihm, als sei er zum ersten Mal hier; als sei nicht er es gewesen, dessen Seele sich an dem stillen Glid der entschwundenen Stunden beaufsicht; als ob die, welche ihm dieses Glid bescheert, weit, weit fort sei, ihm auf ewig entrissen, aufimmerwiebersehen durch den unerlöschlichen Tod.

Er hätte weinen können, wenn er sich nicht der unmännlichen Thränen geschämt hätte.

Wüßlich horchte er auf! — Klänge der nicht Stimmen auf dem halbersterten Pfade durch das Gebüsch? — Leuchteten nicht helle Sommerkleider durch die Blätter? — Erlönte da nicht ein leises, kurzes, lustiges Lachen?

Er sprang empor! — Da trat sie auch schon aus dem Gebüsch? — Henriette und Julie und blieben erstarrt, erschreckt, erschrocken stehen, als sie ihn erblideten.

Julie sagte sich zuerst. „Ah, tief sie lächelnd, hierher also muß man kommen, um Sie zu sehen, mein Herr? — Weshalb haben Sie sich so lange nicht bei uns sehen lassen, Sie Deserteur?“

Das überzogene Wort fuhr ihm wie ein elektrischer Schlag durch die Glieder. Er wurde so bleich, daß ihn die jungen Mädchen erschreckt ansahen.

„Was fehlt Ihnen? — Sind Sie krank?“

„Ja, ja“, murmelte er, „krank — ferkenskrank... ich wollte, ich wäre schon gestorben.“

„Mein Gott, was ist Ihnen?“

Henriette trat auf ihn zu und legte voll Mitleid die Hand auf seinen Arm.

Da ergriff er ihre Hand und preßte sie leidenschaftlich an die Lippen. „Henriette — verzeihen Sie mir — sagen Sie mir, was ich thun soll. Ihre reine unschuldige Seele kann mir keinen schlechten Rath geben...“

Sagen Sie mir, was ich thun soll... Ihnen will ich folgen.“

„Was ist geschehen? — Welchen Rath soll ich Ihnen geben? — Ich verstehe von Ihren Worten nichts...“

ich bitte Sie, Harald, beruhigen Sie sich... erzählen Sie mir, was geschehen ist. Haben Sie Vertrauen zu mir.“

Doll tiefer liebender Besorgniß ruhete ihr Auge auf seinem erregten Gesicht. Sie entzog ihm nicht ihre Hand, die sich im Gegegenheit mit warmem, innigen Druck um die seine schloß. Sie sah, daß ein herber Schmerz sein Inneres erregte, und die Liebe, welche sie zu ihm begte, trat offen aus ihren Worten, aus ihren Blicken hervor.

Er athmete schwer und hastig. Nun, da er Henriette vor sich stehen sah, erfüllte ihn liebevoller Besorgniß für ihn, das blaue Auge feucht von bangen Thränen, wo er sie sah in ihrer ganzen, reinen, unschuldvollen Schönheit und harmlosen Unbefangenheit, da erschien ihm der Gedanke, daß sie Theil an der Schuld ihres Vaters haben könnte, daß sie falsch gegen ihn sein könnte, wie Wahnsinn.

Und wie er sein Auge in das ihrige versenkte, wie er ihre warme, weiche Hand bebend in der seinigen ruhen fühlte, da ward es klar in seiner Seele, da wußte er, was er zu thun hatte.

„Henriette“, sprach er leise, „in einer schmerzlichen, verhängnißvollen Stunde treffen wir uns wieder. Vielleicht ist es das letzte Mal, daß wir uns sehen.“

„Harald?“

„Du weißt es, Henriette“, fuhr er fort, tief bewegt, „daß ich Dich lieben werde, so lange ich atme — ich brauche es Dir nicht zu sagen...“

ich weiß ja auch, daß Du mich liebst... und wir könnten so glücklich sein, wenn es das Schicksal nicht anders bestimmt hätte.“

Sie war bleich wie der Tod geworden; ihre eiskalte Hand zitterte in der seinigen.

„Was ist geschehen? — Sprich.“

„Nur eine Frage, Henriette...“

„Kommst Du mich lieben, wenn ich ehelos — wenn ich ein Verdräher an meinem Vaterlande würde?“

„Ich weiß keine Antwort. Das ist undenkbar, was Du da sagst...“

„Sieh und doch trat die Versuchung an mich heran...“

ich habe Dich ja so lieb, Henriette, ich konnte den Gedanken nicht fassen, daß ich Dich verlieren sollte... und fast wäre ich unterlegen.“

Aber ich hätte Dir nicht mehr in das reine stolze Auge schauen können... ich kann Dir mein Leben opfern, aber nicht meine Pflicht, meine Ehre...“

und deshalb müssen wir scheiden... auf immer scheiden, Henriette...“

„Ich höre Deine Worte, ohne deren Sinn zu verstehen, Harald. Nach heute sprachen meine Eltern über Dich und Papa meinte, daß unsere Prüfungszeit nun bald vorüber sein sollte.“

Harald lachte so laut auf, daß Henriette erschrak, und Julie, welche sich etwas entfernen hatte, um Blumen zu pflücken, sich ängstlich umschaute.

„Unsere Prüfungszeit ist um“, sagte Harald mit furchtbarem Hohn. „Ja, das glaube ich — vielleicht glaube er, ich wäre jetzt bereit, auf seine schändlichen Pläne einzugehen.“

„Harald, ich sprach von meinem Vater!“

„Ich weiß es... auch ich sprach von ihm.“

Henriette, diese Stunde trennt uns auf ewig, denn meine Ehre gebietet es mir, als Ankläger Deines Vaters aufzutreten wegen einer schmachvollen Handlungsweise.“

„Mein Vater wird sich zu rechtfertigen wissen“, entgegnete Henriette stolz und entzog ihm plötzlich ihre Hand, während eine heiße Gluth ihre Wangen überflammete.

„Ich mußte das Haupt sendend, daß dieses Wort uns für immer trennte.“

Du wirst mich nicht mehr lieben können, wenn Du meine Handlungsweise auch billigen mußt. Leb wohl — ob Henriette, daß Alles so kommen mußte!“

Er legte die Hand vor die Augen. „Aber erkläre mir doch“, bat sie.

Da ergriff er ihre Hände und sah sie an mit großen Augen, die sich allmählich mit Thränen zu füllen schienen.

„Aber erkläre mir doch“, bat sie.

„Aber erkläre mir doch“, bat sie.